

Das Korpus der Autor*in

Die ›Autorenbibliothek‹ als Ort des Stoffwechsels

Martina Schönbächler

Als prototypisch für eine ›Autorenbibliothek‹ charakterisiert das Editorial der 2010 einschlägig zu diesem Thema erschienenen Ausgabe der Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs Folgendes: Die private Bibliothek einer*r Autor*in dient als Stätte des Austauschs, wo ein Mensch mit seinen Büchern via Annotation in einen Dialog tritt, als Ort der »Rekreation und Lektüre«, und »gleichzeitig als Inspirationsraum und Schreibwerkstatt«, wo »das Material zu eigenen Gedanken« aus dem Gelesenen »[ge]schöpft[]« wird.¹ Umrissen ist damit ein Verständnis des Gegenstands, das im zugehörigen Forschungsfeld nach wie vor Gültigkeit hat.²

Das Begriffskompositum ›Autorenbibliothek‹, das ein Label für den Gegenstand der (literaturwissenschaftlichen) Forschung an Nach-, seltener auch Vorlassbibliotheken von Schriftsteller*innen liefert, erweist sich indessen sowohl terminologisch wie auch konzeptuell als mehrdeutig. ›Autor‹ kann darin eine schreibende und publizierende, also textförmiges Werk verantwortende Person meinen, deren Büchersammlung sich zur Untersuchung anbietet; gilt hingegen die Sammlung selbst als ›Werk‹, bezeichnet ›Autor‹ eine bestandsbildende Instanz, die weder eine Einzelperson sein noch zwingend eigene Texte hervorbringen muss.³ Geht es also um eine Autor*in als konkretes menschliches Individuum oder um eine diskursive Autor-Funktion im Sinn Michel Foucaults? Die Polyvalenz des Konzepts kristallisiert sich am (Nicht-)Gendering des Begriffs aus: Für die Rede von menschlichen Personen

1 Editorial. Über den Umgang mit Büchern. In: *Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs* 30/31 (2010), 7–8, hier: 7. Als ›Prototyp‹ beschrieben ist hier der ›Bücherturm‹ Michel de Montaignes.

2 Diese Gültigkeit ist keine ausschließliche, vgl. stellvertretend zwei rezente Sammelbände: Stefan Höppner u.a. (Hg.): *Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren*. Göttingen: Wallstein 2018; Anke Jaspers/Andreas Kilcher (Hg.): *Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts*. Göttingen: Wallstein 2020. In den Beiträgen beider Bände wird deutlich, dass mit ›Autorenbibliothek‹ zugleich mehr und weniger gemeint sein kann als die Privatbibliothek eines Individuums.

3 Vgl. die Beiträge in Höppner u.a.: *Autorschaft und Bibliothek*.

ist ›Autor*innenbibliothek‹ der exaktere Terminus; um lediglich die Funktion anzusprechen wäre – bislang unüblich – ›Autor-Bibliothek‹ geeigneter.

Auf der ›-bibliothek‹-Seite des Kompositums stellen sich Fragen nach Konzeptualisierung und Ausdehnung der (›realen‹ und ›virtuellen‹⁴) Konvolute: Was gehört überhaupt dazu, und warum? Interesse verdienen zudem die Affordanz und Agenzialität von Stoff – im doppelten Sinn als physische Substanz *und* literarisches Substrat.

Die folgenden Überlegungen zur Stofflichkeit stammen als Gedankenexperiment aus meiner konkreten Beschäftigung mit der Nachlassbibliothek im Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich und jüngst auch der Büchersammlung, die 2022 noch in Klagenfurt im ehemaligen Haus der Familie Ingeborg Bachmanns stand.⁵ Dass immaterieller ›Sinn‹ und materieller ›Sinnträger‹ konzeptuell schwer vereinbar, zugleich aber real untrennbar bleiben, lässt sich bei der literaturwissenschaftlichen Arbeit mit Autor*innenbibliotheken nicht ausblenden. Weiter vergegenwärtigen das Bestehen der Sammlung selbst sowie die darin zurückbleibenden Stift- und Gebrauchsspuren immer auch die biographische und biologische Realität von lesenden, schreibenden Menschen – obwohl wie gesagt gerade die sogenannte ›Autorenbibliothek‹ *auch* ein materielles Abbild von zumindest konzeptuell ›autorloser‹ Intertextualität geben kann.⁶

Im Fokus meines Beitrags steht die Verschränkung von Autorschaft und Bibliothek, insbesondere der funktionale Anteil, den die Bibliothek selbst an der Hervorbringung von neuem Werk hat. Handarbeit und Haptik gehen der Theorie dabei über weite Strecken voraus; in Büchersammlungen zu blättern, fördert zunächst nicht abstrakte Autorschaftskonzepte, sondern Greifbares zutage. Da sind die erwartbaren Lektüre- und Gebrauchsspuren von menschlicher Hand sowie vielleicht weniger erwartet auch die Spuren tierischer Körper – von Papiermilben, gepressten

4 Vgl. Daniel Ferrer: Bibliothèques réelles et bibliothèques virtuelles. In: *Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs* 30/31 (2010), 15–18.

5 Der darin befindliche Bücher- und Medienbestand wurde mit dem Haus im Sommer 2021 von Stadt und Land Kärnten angekauft und ist bislang noch nicht systematisch wissenschaftlich erschlossen. Ein unveröffentlichter Bibliothekskatalog von Robert Pichl umfasst die 1973 aus Bachmanns letzter Wohnung von Rom nach Klagenfurt überführten Bücher, nicht aber den gesamten Umfang inklusive auch der Familienbibliothek. Vgl. zur im Sommer 2022 noch aktuellen Situation des (römischen) Bestands und des Katalogs Robert Pichl: Ingeborg Bachmanns Privatbibliothek. Ihr Quellenwert für die Forschung. In: Dirk Götsche/Hubert Ohl (Hg.): *Ingeborg Bachmann – neue Beiträge zu ihrem Werk. Internationales Symposium Münster 1991*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1993, 381–388, hier: 381, 387f.

6 Intertextualität hier in Julia Kristevas räumlich-synchronem Verständnis (vgl. Julia Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. In: Jens Ihwe (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*. Bd. 3: *Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft*, II. Frankfurt a.M.: Athenäum 1972, 345–375).

Insekten und Spinnen bis zu Hundegebisssspuren – in den Büchern zu finden. Darüber hinaus gibt es die Indizien alltäglicher menschlicher Körperferrichtungen, von Praktiken, die also vom Umgang mit Büchern nicht getrennt stattfinden: Zur Bucheinlage geworden sind eine Nagelfeile bei Mann,⁷ ein fachärztlich ausgestelltes Rezept für Hautcrème bei Bachmann,⁸ Teile von Zigarettenverpackungen bei beiden. Bei Bachmann zu verzeichnen ist zudem auch der Abriss einer Knäckebrotschachtel,⁹ dort hinterlassen von einem Menschen, der vielleicht lesend seinen Hunger stillte oder essend seine Lektüre unterbrach.

Dass auch Bücher ›verschlungen‹ und Gedanken und Eindrücke ›verdaut‹ werden, ist redensartlich fixiert und im Literaturdiskurs traditionsreich topisch.¹⁰ Einleitend geht es mir im ersten Teil des Beitrags darum, diese Rezeptionsmetapher in einen Zusammenhang mit der Prokreativitätsmetaphorik für das Schreiben zu bringen, der im literarischen und biologischen Körperdiskurs an der Schwelle zum 19. Jahrhundert zu finden ist. Das soll die historische Nähe von biologischen Körpermodellen und Autorschaftskonzepten darlegen, die die Basis der folgenden Überlegungen bildet. Daran lässt sich ein Konzept der Autor*innenbibliothek als Ort der metaphorischen Verdauung anschließen, das die Prozesse von Stoffaufnahme und Textproduktion unter die Organisation einer*r Schriftsteller*in stellt. Der zweite Teil gilt den Prozessen von Textverarbeitung und -produktion in der Bibliothek. Der lesende und schreibende Mensch rückt aus deren Zentrum und weicht einer aus unterschiedlichen Akteuren und Aktanten sich wechselnd neu zusammensetzenden Autorinstanz. Der einzelne Mensch ist so gesehen lediglich noch ein Faktor innerhalb eines viel komplexeren (Hyper-)Metabolismus, der von materiellen und immateriellen Logiken und Affordanzen bestimmt ist. Im dritten Teil schließlich schlage ich vor, diesen als den Stoffwechsel eines ›organlosen‹ Pilzmyzels zu beschreiben.

⁷ Vgl. zu den Einlagen in Manns Bibliothek detaillierter Manuel Bamert: *Stifte am Werk. Phänomenologie, Epistemologie und Poetologie von Lesespuren am Beispiel der Nachlassbibliothek Thomas Manns*. Göttingen: Wallstein 2021, 60–63.

⁸ Das Rezept, offenbar für Ilse Aichinger bestimmt, ist in ein Exemplar von Hermann Hesses *Unterm Rad* eingeleget. Vgl. Robert Pichl: *Katalog der Privatbibliothek Ingeborg Bachmanns* [unveröffentlicht].

⁹ In: André Maurois: *Auf den Spuren von Marcel Proust*. Hamburg: Claassen 1956 (vgl. Pichl: *Katalog*).

¹⁰ Zur Metaphorisierung des Buchs als Nahrungsmittel vgl. Monika Schmitz-Emans: Metaphern des Lesens. In: Rolf Parr/Alexander Honold (Hg.): *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen*. Berlin: de Gruyter 2018, 588–613, hier: 597–599; Mona Körte: Bücheresser und ›Papiersäufer‹. Kulturelle Bedeutungen der Einverleibung von Schrift. In: Mona Körte/Cornelia Ortlib (Hg.): *Verbergen – Überschreiben – Zerreißen. Formen der Bücherzerstörung in Literatur, Kunst und Religion*. Berlin: Schmidt 2007, 271–292.

1. Körper und Bibliothek

In der Bibliothek interagieren Büchermaterial und Menschenkörper. Und zwar geschieht das auf eine Weise, welche die Aufnahme von literarischem oder literarischem Stoff ins literarische Korpus der Autorinstanz, die Wiederverwendung, Anverwandlung und Weiterverarbeitung von Text, und damit die Produktion, das Wachstum und die Reproduktion dieses Korpus ermöglicht. Ernährungsvorgänge und Prokreation liefern zwar von jeher die Metaphorik für Textproduktion. Die Arbeit mit ›Autorenbibliotheken‹ führt jedoch spezifischer auf eine Engführung von literarischem und (reproduktions)biologischem Diskurs des 18. und 19. Jh. zurück.¹¹ Körperforschungen und Autorschaftskonzepte dieser Zeit stehen in ideellem Austausch.

1781 postuliert der Naturforscher Johann Friedrich Blumenbach als Prinzip biologischer Selbstorganisation den sogenannten ›Bildungstrieb‹, als »eine der ersten Ursachen aller Generation, Nutrition und Reproduction«:¹² Abläufe der Prokreation werden von Phänomenen der Wundheilung sowie der Nahrungsaufnahme und -metabolisierung nicht getrennt gedacht. Wissenschaftlich bedeutsam entwickeln sich im ausgehenden 18. Jahrhundert die Reproduktionsbiologie und Reproduktionsmedizin: die eine mit Theorien zur Hybridisierung von Arten, die andere mit ersten erfolgreichen Versuchen von künstlicher Befruchtung.¹³ Moderne Hereditätstheorien lösen die traditionelle Präformationslehre ab, was sich auch in einer Verschiebung der Begrifflichkeiten zeigt.¹⁴ Bedeutete Fortpflanzung vorher die Neuschöpfung, die ›Generation eines Wesens‹¹⁵ tritt nun der Aspekt einer (auch materi-

¹¹ Vgl. zur Organismus-Metaphorik im Archivdiskurs des 19. Jh. Wolfgang Ernst: Nicht Organismus und Geist, sondern Organisation und Apparat. Plädoyer für archiv- und bibliothekswissenschaftliche Aufklärung über Gedächtnistechniken. In: *Sichtungen* 2 (1999), 129–139, hier: 132–134.

¹² Friedrich Blumenbach: *Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäfte*. Göttingen: Dieterich 1781, 13.

¹³ Vgl. Frederick Noël Lawrence Poynter: Hunter, Spallanzani, and the History of Artificial Insemination. In: Lloyd G. Stevenson (Hg.): *Medicine, Science and Culture. Historical Essays in Honour of Oswei Temkin*. Baltimore: Johns Hopkins Press 1968, 97–113; Barbara Orland: The Invention of Artificial Fertilization in the Eighteenth and Nineteenth Century. In: *History and Philosophy of the Life Sciences* 39 (2017), 1–24.

¹⁴ Das gilt, auch wenn sich der begriffliche Wandel (vgl. Caroline Arni: Reproduktion und Genealogie: Zum Diskurs über die biologische Substanz. In: Nicolas Pethes/Silke Schicktanz (Hg.): *Sexualität als Experiment. Identität, Lust und Reproduktion zwischen Science und Fiction*. Frankfurt a.M.: Campus 2008, 293–309, hier: 304) nicht in Form scharf abgrenzbarer Brüche vollzieht (vgl. Nick Hopwood: The Keywords ›Reproduction‹ and ›Generation‹. In: Nick Hopwood/Rebecca Flemming/Lauren Kassell (Hg.): *Reproduction. Antiquity to the Present Day*. Cambridge: Cambridge University Press 2018, 287–304).

¹⁵ François Jacob: *The Logic of Life. A History of Heredity*. New York: Pantheon Books 1974.

ellen) ›Reproduktion‹ des bereits Vorhandenen in den Vordergrund. Kurz: Während die Idee des aus sich selbst schöpfenden Individuums ihren Aufschwung im literarischen Diskurs der Autonomieästhetik erlebt, entwickelt sich aufgrund neuer Versuchsmöglichkeiten in der Naturwissenschaft allmählich die Vorstellung, dass Material vom intentional handelnden Individuum fast unabhängig interagieren und Neues hervorbringen kann.

Im literarischen und literaturtheoretischen Autorschaftsdiskurs an der Wende zum 19. Jahrhundert konkurriert ein autonom schöpfender *poeta creator* nicht nur mit dem fremdverbürgte Stoffe fortschreibenden *poeta doctus* und *imitator*, sondern auch mit Präfigurationen einer intertextuelle Zitate kompilierenden Schreiber-Instanz.¹⁶ Jean Pauls *Fibel*-Figur, die sich aus fremdtexttragenden Papierschnipseln die eigene Biographie zusammenleimt und sich damit als Autor installiert, ist dafür nur ein prominentes Beispiel.¹⁷ Mit einem Zeitsprung von anderthalb Jahrhunder-ten wäre man damit in *medias res* der literaturwissenschaftlichen Diskussionen um Autorschaft, wie sie Mitte der 1960er-Jahre bei Julia Kristeva zur Theoretisierung der Intertextualität, bei Roland Barthes und Michel Foucault zu den Fragen nach dem ›Tod des Autors‹ und der Funktion von Autorschaft führen. Die Theorieentwicklung braucht hier nicht erneut ausgefaltet zu werden, doch führt sie zur Einsicht, dass ›Autor‹ und ›Werk‹ sich gegenseitig konstituieren¹⁸ und die beiden Begriffe nur in Abhängigkeit voneinander anwendbar sind. Die Bibliothek einer*^r Autor*in bezeichnet Dirk Werle demgemäß als »Werk zweiter Ordnung«,¹⁹ dem Gesamtwerk gegenüber steht sie als ›gesammeltes Werk‹.

Die Vorstellung der schillernd sogenannten Autorenbibliothek ist eng an ein modernes Nachlass-Verständnis gekoppelt, das sich ebenfalls am Beginn des

¹⁶ Vgl. Monika Schmitz-Emans: Entwürfe und Revisionen der Dichterinstanz – *poeta vates*, *poeta imitator*, *poeta creator*. In: Anne Betten/Ulla Fix/Berbeli Wanning (Hg.): *Handbuch Sprache in der Literatur*. Berlin: de Gruyter 2017, 205–235.

¹⁷ Vgl. Uwe Wirth: Zitieren Proppen Exzerpien. In: Martin Roussel/Christina Borkenhagen (Hg.): *Kreativität des Findens. Figurenionen des Zitats*. München: Fink 2012, 79–98, hier: 92f. Ferner: Britta Herrmann: »So könnte dies ja am Ende ohne mein Wissen und Glauben Poesie sein?« – Über ›schwache‹ und ›starke‹ Autorschaften. In: Heinrich Detering (Hg.): *Autorschaft. Positionen und Revisionen*. Stuttgart: Metzler 2002, 479–500.

¹⁸ Vgl. Carlos Spoerhase: Was ist ein Werk? Über philologische Werkfunktionen. In: *Scientia Poetica* 11 (2007), 276–344, hier: 280f.; Lutz Danneberg/Annette Gilbert/Carlos Spoerhase: Zur Gegenwart des Werks. In: Dies. (Hg.): *Das Werk. Zum Verschwinden und Fortwirken eines Grundbegriffs*. Berlin: de Gruyter 2019, 3–26, hier: 4f.

¹⁹ Dirk Werle: Autorschaft und Bibliothek. Literaturtheoretische Perspektiven. In: Stefan Höpner u.a. (Hg.): *Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren*. Göttingen: Wallstein 2018, 23–34, hier: 30.

19. Jahrhunderts entwickelt.²⁰ Wolfgang Ernst, der sich kritisch mit der diskursiven Biologisierung und Anthropomorphisierung von Archiven im 19. Jahrhundert auseinandersetzt, sieht die »Organismus-Metaphorik« im Diskurs insbesondere um das »archivische[] Hybrid des ›Nachlasses‹« zentral: Nirgendwo sonst würden »Person und Papierkorpus so häufig verwechselt.«²¹ Wer sich seither mit den Büchern aus dem Besitz von Schriftsteller*innen beschäftigt, hofft entsprechend je nach Sensorium, entlang dieser Sammlungen den ›intellektuellen Horizont‹ oder sogar die »intellektuelle Physiognomie«²² einer Schriftstellerpersönlichkeit abzutasten. Traditionell galt das Interesse der Literaturwissenschaft an Autor*innenbibliotheken der schreibenden Person und dem Quelleneinfluss in ihr literarisches Werk.²³

In der Einleitung zu einem für die jüngere Autor*innenbibliotheksforschung wegweisenden Band charakterisiert Daniel Ferrer die *Bibliothèques d'écrivains* erneut mit der Metapher des Lesens als Nahrungsaufnahme. Mit nun textgenetischem Interesse erscheinen die Bibliotheken als Ort, wo schreibende Menschen die Gehirne und Gedanken anderer Menschen verspeisen.²⁴ Die in den Materialsammlungen nebeneinanderstehenden verschiedenen Textstufen – Notizen, Exzerpte, Entwürfe etc. – sind die Zwischenprodukte von Verdauungsprozessen einer Instanz, die bei Ferrer »créateur« heißt.²⁵ Die Bibliothek fungiert damit nicht nur als *Extended Mind*, sondern zugleich auch als verdauender Magen des schreibenden Menschen, als Ort des geistigen Stoffwechsels eines agierenden Individuums. So wird in der Bibliothek auch das, was im Sinn von Vergesellschaftung und Veröffentlichung schon Werkform hat, als Drucktext wieder zum potenziellen Rohmaterial.

Was sich aber in den Räumen physischer Autor*innenbibliotheken bei einer ersten Annäherung noch als geschlossenes Korpus, als die ›Arbeitsbücher Thomas Manns‹ oder die ›Handbibliothek Ingeborg Bachmanns‹ zu präsentieren scheint,

²⁰ Vgl. dazu Kai Sina/Carlos Spoerhase: Nachlassbewusstsein. Zur literaturwissenschaftlichen Erforschung seiner Entstehung und Entwicklung. In: *Zeitschrift für Germanistik* N.F. 23 (2013), 607–623.

²¹ Ernst: Nicht Organismus und Geist, 135.

²² Pichl: Ingeborg Bachmanns Privatbibliothek, 385.

²³ Der Werkbegriff ermöglicht als Kehrseite der Autorschaft die Konzeptualisierung der ›Autorenbibliothek‹ erst mit, doch muss er zudem juristische, institutionelle und verlegerische Komponenten mitberücksichtigen (vgl. Anke Jaspers: *Suhrkamp und DDR. Literaturhistorische, praxeologische und werktheoretische Perspektiven auf ein Verlagsarchiv*. Berlin: de Gruyter 2022), die im nahen Fokus auf die hier zentralen Phänomene innerhalb der Bibliothek in ihrer materiell-immateriellen Beschaffenheit aus dem Gesichtsfeld geraten. Im Folgenden ist daher die Rede von ›Gesamttext‹ (vgl. zur textuellen ›Überlieferung‹ als Werkbegriff Spoerhase: *Was ist ein Werk?*, 286; Danneberg/Gilbert/Spoerhase: *Zur Gegenwart des Werks*, 16).

²⁴ Daniel Ferrer: Introduction. »Un imperceptible trait de gomme de Tragacanthe...«. In: Ders./Paolo D'Iorio/Elisabeth Déultot (Hg.): *Bibliothèques d'écrivains* (Textes et manuscrits). Paris: CNRS Éd 2001, 7–27, hier: 8. Ferner: Körte: Bücheresser und ›Papiersäufer‹, 275, 290.

²⁵ Ferrer: Introduction, 11.

zerfällt mit dem Griff ins Regal und ans einzelne Buchobjekt in materielle, strukturelle, und wie noch zu sehen, auch in personelle Heterogenitäten: Versammelt sind Texte, Bücher und Lesespuren unterschiedlichster Provenienz. Vom literarischen abgesehen, lässt sich sodann auch das ›gesammelte Werk‹ selbst als Materialisierung von Intertextualität begreifen.²⁶ Eine solche Perspektive erfordert nun einerseits eine Abstraktion von individueller und autonomer menschlicher Agentialität. Wie eingangs illustriert, bringt aber andererseits die Sichtung des Materials aufs Neue die Menschen in den Blick, die über verschiedene Zeiträume in und an der Büchersammlung tätig waren. So stehen das schaffende menschliche (immer auch körperliche) Individuum und die wirkende Intertextualität einander zwar polar gegenüber, aber beide zugleich im konzeptuellen Kern der ›Autorenbibliothek‹.

2. Metabolismus

Zu zeigen bleibt, wie sich die Instanz, die den Zusammenhalt der Bibliothek gewährleistet, in eine Vielheit materieller, struktureller und personeller Akteure auflöst;²⁷ selbst dann, wenn man Fragen nach Verantwortlichkeiten und Ursachen für die Bestandsbildung ausspart. Dafür lohnt es sich, mit Blick auf die Vorgänge innerhalb der Bibliothek das metaphorische Allgemeingut rund um das Lesen als Nahrungsaufnahme erneut zu prüfen. Weil immaterielle und materielle Qualitäten bei der Rezeption und Produktion von Text untrennbar verflochten sind, sei Stofflichkeit dabei sowohl im übertragenen wie auch im wörtlichen Sinn gedacht. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit möchte ich auf folgende vier Beobachtungen näher eingehen:

Erstens gehen textgenetische Stufen derart ineinander über, dass sich die Grenze zwischen Bibliothek und Gesamttext der Autor*in als kategoruell durchlässig zeigt. Daran sichtbar wird zweitens eine Multiplizität ihrer Urheberschaft oder – sofern man davon mit Bezug auf Phänomene wie Marginalien und andere Lesespuren sprechen will – auch ihrer Autorschaft. Drittens werden geistiger Gehalt und materielle Anteile von Büchern in der Bibliothek extrahiert, verarbeitet, und die Abfallprodukte ausgeschieden, und viertens sind offenbar nicht alle Stoffe gleich geeignet für die Aufnahme und Assimilation ins Korpus. Zusammengeführt ergeben diese Beobachtungen, dass in der ›Autorenbibliothek‹ Menschenkörper

26 Vgl. Martina Schönbächler: »[F]ehlerhafte Thatsächlichkeit? – Thomas Manns Bibliothek als Medium seiner Poetologie. In: Anke Jaspers/Andreas Kilcher (Hg.): *Randkulturen. Lese- und Gebräuchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts*. Göttingen: Wallstein 2020, 293–314, hier: 307–314.

27 Vgl. Joseph Nicholson: Cataloging Writers' Private Libraries. In: Richard W. Oram/Joseph Nicholson (Hg.): *Collecting, Curating, and Researching Writers' Libraries. A Handbook*. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers 2014, 29–51, hier: 30.

und -geist mit Material- und Textkorpus in einer Weise zusammen funktionieren, die als metabolischer Prozess beschrieben werden kann; analog zur Physiologie, wo als Metabolismus die über mehrere Zwischenstufen erfolgende chemische Umwandlung von Stoffen bezeichnet wird, die dem Aufbau, Abbau und Erhalt von Körpersubstanz und der Energiegewinnung für die Aktivitäten eines Organismus dient.

Zu 1.) Die erste Beobachtung ist mit dem geistigen Verdauungsprozess des in der Bibliothek lesenden und schreibenden Menschen bereits angesprochen: Die Produkte der Textverarbeitung stehen von der ersten stiftlichen Markierung²⁸ im fremden Drucktext bis zur Autor*in-eigenen Publikation in einem Kontinuum. Flüchtigste Anstreichungen, zusammenfassende Stichwörter am Seitenrand oder ganze Exzerpte in Vor- oder Nachsatz, ausformulierte Kommentare und Gedankenentwicklungen, bis hin zu Entwürfen literarischer Texte findet sich alles in den Büchern. Dass die Publikation dabei keinen Schlusspunkt darstellt, ist handschriftlich bearbeiteten Druckversionen eigener Texte unmittelbar anzusehen: Mit dem Exemplar der in die Bibliothek zurückkehrenden Buchausgabe wird lediglich ein weiteres Zwischenprodukt in einen kreisläufigen Prozess wiedereingespeist. Diese erneute Rohmaterialwerdung von Gedrucktem ist bei der autographen Annotation Autor*innen-eigener Werke – diene sie nun der Druckfehlerkorrektur, der Textanpassung in Leseausgaben oder der Inspirationssuche für weiteres Schreiben – der exakt gleiche Vorgang wie bei der allographen Annotation von Büchern des gesammelten ›Werks zweiter Ordnung, die von externer Autorschaft stammen.

Zu 2.) Damit zerfällt das lesende, annotierende und schreibende Individuum, an das gekoppelt die Gesamttext sowie (Bücher-)Sammlung bündelnde Autorschaft gedacht wird, *intrapersonell* in einzelne Instanzen. Das gilt in Analogie zu Barthes' *scripteur* für jede Textstufe und auch dort, wo nicht neue Schrift, sondern mittels nicht-alphabetischer Lesespuren neuer Text entsteht. Prototypisch zeigen das die bereits angesprochenen Korrekturexemplare: Die jetzt nur noch je nach Betrachtungsweise ›eigenen‹ Texte werden quasi auto-allograph annotiert und umgeschrieben; von der Hand einer*r Schreiber*in, die zu diesem späteren Zeitpunkt eben nicht mehr mit dem gedruckten Text eine*r Autor*in einverstanden ist. Oder ein*e älter gewordene Leser*in liest und annotiert einen fremden Text zum wiederholten Mal und gewichtet andere Passagen des Drucktexts oder kommentiert und korrigiert gar die vorgefundenen Marginalien ›von eigener Hand< des jüngeren Ich.

Textkorrekturen formaler und inhaltlicher Art zeigen zudem einen *interpersonellen* Übergang. In der Thomas-Mann-Nachlassbibliothek findet man, wo sich der Leser an unsorgfältigem Drucksatz gestoßen haben muss, simple Druckfehlerkorrekturen von Manns Hand auch in fremden Büchern. Darüber hinaus sind Zitate korrigiert, wo Manns eigene Texte in fremden Publikationen

28 Zum Begriff vgl. Bamert: *Stifte am Werk*, 23–25.

nicht korrekt wiedergegeben sind, wo Autorschaften also interferieren.²⁹ Weiter kommen auch Marginalien am fremden Text vor, die nicht den Drucksatz, sondern den Text selbst mit einem korrigierenden Gestus kommentieren; beispielsweise, wenn der annotierende Thomas Mann das Metrum in Johann Wolfgang von Goethes *Torquato Tasso* in Frage stellt: Die gedruckten Verse »Den Schatten breit besessen, soll er nicht / Auch etwas Menschlichs in dem Busen fühlen?« sind in Manns *Tasso*-Ausgabe mit der Marginalie »Warum nicht: Menschliches im?« versehen.³⁰

Wesentlich über Druckfehlerkorrektur und inhaltlichen Kommentar geht es hinaus, wo Drucktext und Textaussage handschriftlich ergänzt sind. Dort wird, um jetzt die erste Beobachtung betont zu wiederholen, die kategoriale Grenze zwischen den beiden Korpora – Gesamttext und Bibliothek – offensichtlich durchlässig. »[W]ir haben in jedem Momente eben nur den Gedanken, für welchen uns die Worte zur Hand sind, die ihn ungefähr auszudrücken vermögen«, steht im Drucktext eines Nietzsche-Bands in Manns Nachlassbibliothek.³¹ Handschriftlich ist der Punkt am Satzende in ein Komma korrigiert und ein Relativsatz hinzugefügt: »die ihn schön auszudrücken vermögen...«³² Ein junger Leser Thomas Mann hat im Text des Autors Friedrich Nietzsche einen Satz weitergedacht, ihn korrigiert und weitergeschrieben, sodass es angesichts der handbeschriebenen Druckseite keine triviale Frage ist, wo nun der ›fremde‹ Text aufhört und der ›eigene‹ Text beginnt. Von dieser ersten Frage nicht trennbar stellt sich auch gleich eine zweite: Wessen Person ist Urheber und wer ist ›Autor‹ des Satzes, der da lautet: »Wir haben in jedem Momente eben nur den Gedanken, für welchen uns die Worte zur Hand sind, die ihn ungefähr auszudrücken vermögen, die ihn schön auszudrücken vermögen...?«

Mit Johnny Kondrups Termini gesagt, ist hier der im Buch gedruckte ›Materialtext‹ handschriftlich ebenso verändert, wie ein neuer immaterieller ›Idealtext‹ entstanden ist.³³ Auf der Buchseite steht nun, gemäß Manuel Bamerts den materiellen und den immateriellen Aspekt vereinendem Begriff, »Text'« (gelesen als »Text

29 Z.B. Signatur: Thomas Mann 4562: Ernst Kris: *Zur Psychologie älterer Biographik*. Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1935, <https://doi.org/10.24448/ethz-1826>, Bild 16, Phänomen 1 (zuletzt abgerufen am 31.08.2022).

30 Signatur: Thomas Mann 532:5: Johann Wolfgang von Goethe: *Goethes sämtliche Werke*, Bd. 5, hg. v. Ludwig Krähe. Berlin: Tempel [1909/1910], <https://doi.org/10.24448/ethz-1121>, Bild 298, Phänomen 1 (zuletzt abgerufen am 31.08.2022). Vgl. die Beispiele für Korrekturen und eingreifende Kommentare inklusive einer Abbildung der Textstelle in *Torquato Tasso* bei Bamert: *Stifte am Werk*, 246–249.

31 Signatur: Thomas Mann 621:4: Friedrich Nietzsche: *Nietzsche's Werke*. Erste Abtheilung, Bd. 4. Leipzig: Naumann 1895, <https://doi.org/10.24448/ethz-1234>, Bild 251, Phänomen 4 (zuletzt abgerufen am 31.08.2022).

32 Nietzsche: *Nietzsche's Werke*. Bd. 4, Bild 251; Hervorhebung im Original als Unterstreichung.

33 Vgl. Johnny Kondrup: Text und Werk – zwei Begriffe auf dem Prüfstand. In: *Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft* 27 (2013), 1–14.

strich«).³⁴ Das Kontinuum schreibt sich über die Bibliothek hinaus fort: Die *Lesespur* konstituiert im Buch einen neuen Text, der Vorstufe zu einem eigenständigen literarischen Text außerhalb des annotierten Buchs sein kann, welchen wiederum die Druckausgabe zum *Werk* vergesellschaftet, von der das konkrete Korrekturexemplar in der Bibliothek aufs Neue bearbeitet wird, bis das so erneut Textgewordene dann in einer *Gesamtausgabe* erscheint und mit dieser wieder in der Bibliothek ankommt usf. Doch bereits die in der Bibliothek aufzufindenden Textstufen lassen sich *nicht* einer einzelnen empirischen Autor*in zuordnen; auch dann nicht – besonders dann nicht –, wenn wie im Fall Mann/Nietzsche die Handschrift des Annotators zweifelsfrei identifizierbar ist.³⁵

Zu 3.) In den Nachlasssammlungen haben mitunter ausgerechnet die materiellen Buchexemplare, deren Texte inhaltlich am nachhaltigsten ins Gesamttextkorpus einer*r Autor*in eingegangen sind, nur zu Teilen oder gar nicht überdauert. Das kann den banalen Grund haben, dass frühe Lektüren oft in Leih- oder Schulbüchern stattfinden; oder dass die in der Jugendzeit angeschafften Bücher im bewegten Lauf einer Biographie schlüssig öfter Gelegenheit haben, verloren zu gehen. In Manns Nachlass stehen von den Schopenhauer- und Nietzschelektüren des jungen Mann, die fortwährend sein gesamtes Schreiben prägen, längst nicht alle der ursprünglich gelesenen Originalbände. Offen bleibt hier die Frage, inwieweit die inhaltliche Nachhaltigkeit solcher Lektüren im literarischen Werk auch mit der materiellen Affordanz der Bücher zusammenhängt, in denen sie stattgefunden haben. Nicht jedes Buch bietet dem ›Lesen mit dem Stift‹ die gleiche Grundlage, sei es, weil Weißraum auf der Druckseite fehlt, die Dimensionen des Buchs ein bequemes Abstützen der stifthaltenden Hand nicht erlauben oder ein Band zu kostbar für diese Art der materiellen Aneignung scheint.³⁶ In Manns Beispiel ging wie oben gesehen zumindest die frühe und prägende Nietzsche-Lektüre mit der Annotation von Bänden einer stattlichen Gesamtausgabe einher. Bekannt ist von Mann zudem, dass er ältere – vermutlich günstigere und weniger repräsentative – Handexempla-

34 Bamert: *Stifte am Werk*, 258–261.

35 Das gilt in Fällen oben beschriebener ›autographer‹ Annotation durch intrapersonell verschiedene Instanzen genauso.

36 Vgl. auch Manuel Bamert: Gelesenes Gedrucktes. Textzentrierte Erklärungsansätze zur Entstehung von Lesespuren. In: Anke Jaspers/Andreas Kilcher (Hg.): *Randkulturen. Lese- und Gebräuchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts*. Göttingen: Wallstein 2020. Die kognitionswissenschaftlichen Aspekte der Praktik des Lesens mit dem Stift wären hier unbedingt mitzubedenken. Vgl. dazu z.B. Kornelia Engert/Björn Krey: Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen. Zur epistemischen Arbeit an und mit wissenschaftlichen Texten. In: *Zeitschrift für Soziologie* 42 (2013), 366–384.

re mitunter bewusst mit jenen Gesamtausgaben ersetzte,³⁷ die jetzt kaum berührt im Nachlass stehen. Nicht erhalten ist insbesondere auch seine Reclam-Sammlung aus der Jugendzeit.³⁸

Es ist vielleicht die Praktik, für die sich Reclam-Hefte ökonomisch und materiell von jeher besonders anbieten: Textinhalte werden daraus extrahiert und die Reste der Bändlein selbst am Ende zerlesen und verschrieben aussortiert. Extraktion ist also durchaus so zu verstehen, dass der Materialtext auf dem Papier den ursprünglichen Idealtext kein zweites Mal hergeben könnte. Soll im Zug eines Denk- und Schreibprozesses nicht das ausgewertete Substrat einer älteren Lektüre wiedergekäut, sondern ein Text ein weiteres Mal ›im Original‹ gelesen werden, muss daher im Dienst von sowohl Bereinigung als auch Erneuerung das alte Exemplar durch ein unbenutztes ersetzt werden. Was verwertbar ist, was geistige Energie oder textuelle Substanz für das Wachstum des eigenen Textkorpus liefert, wird resorbiert und assimiliert, der Ballaststoff bedruckter Zellulose anschließend ausgeschieden. Wann allerdings etwas als ausgeschieden gelten kann, steht auf anderen Blättern: Unter den Büchern, die Ingeborg Bachmann ausgelesen in ihrem Elternhaus zurückgelassen hat, befindet sich eine Reihe von Taschenkriminalromanen, deren Schmutztitelseiten systematisch ausgerissen sind³⁹ und dort also jetzt fehlen. Zu welchem Zweck die Seiten aus den Büchern getrennt wurden, ob sie vielleicht als Lektüreerinnerungen an die Buchinhalte selbst, als Notizpapier in einem davon losgelösten (Schreib-)Prozess oder nur als Butterbrotverpackung dienten, bleibt der Mutmaßung überlassen. In jedem dieser Fälle aber handelt es sich um eine Nach- und Neu-nutzung von materiellem, je nachdem auch metaphorischem ›Stoff‹, der innerhalb des Buchzusammenhangs seinen Dienst getan hat.

Zu 4.) Für solche Resorption und Assimilation ist offenbar nicht alles gleichermaßen geeignet, was in einer Bibliothek steht. Und nicht alles liefert gleich viel oder gleich nachhaltig Energie für Schreibprozesse und den Aufbau des Textkorpus. Das Prinzip der Resorbierbarkeit – anders gesagt der Affordanz für einen bestimmten Organismus – von Stoffen, also die Leichtigkeit, mit der sie verdaut, aufgenommen und in den eigenen Körper verbaut werden, kann zumindest die in Manns Nachlassbibliothek wichtigsten Muster von Rezeptionsspuren besonders gut erklären.⁴⁰ Je nach Leser*in wird vieles gar nicht gelesen, oder es wird gelesen

37 Vgl. z.B. Manns Brief vom 22.12.1903 an Samuel Fischer, in: Samuel Fischer/Hedwig Fischer: *Briefwechsel mit Autoren*. Hg. von Dierk Rodewald und Corinna Fiedler. Frankfurt a.M.: Fischer 1989, 404.

38 Vgl. Renate Böschenstein: Eichendorff im Werk Thomas Manns. In: *Aurora. Jahrbuch der Eichendorff-Gesellschaft* 47 (1987), 31–52, hier: 34.

39 Freundlicher Hinweis von Heinz Bachmann vom 22.09.2021.

40 Vgl. zur Aufnahme des ›Fremden‹ und Auffindung des ›Eigenen‹ als Muster der Rezeption in Manns Nachlassbibliothek Schönbächler: »[F]ehlerhafte Thatsächlichkeit«, 308–312.

und trotzdem nicht aufgenommen, oder dann aufgenommen, aber wieder ausgeschieden. Die Markierung des Texts ist, mit Kornelia Engert und Björn Krey gesagt, »die körperlich-perzeptive Fundierung epistemischer Arbeit«, mit der Textstellen kognitiv verfügbar gemacht werden, und »fungiert als additive Reduktion von Komplexität, die durch das Hinzufügen weiterer Farb- und Zeichenschichten auf dem Text geleistet wird.«⁴¹ Manns Sachbücher sind für letzteres ein Beispiel. Heftig annotiert, liefern sie für Manns Texte reichhaltige Detailinformationen, die rasch rezipiert, in einem einzelnen Text verarbeitet, und ebenso rasch wieder vergessen sind. Ein etwas anderes Bild geben Bücher, in deren umfangreichen Texten nur ganz selektiv Stellen markiert sind, die sich auf Manns zum Lektürezzeitpunkt bereits etablierte eigene Themen beziehen lassen. Man könnte sie als nahezu unverdaut bezeichnen: Erfasst wurde davon nur, was stofflich in bereits korpus-eigener Form vorlag und einer Zerlegung und Aufbereitung nicht bedurfte. Dem gegenüber stehen die erwähnten Texte, die dem Korpus wiederholt und über lange Zeit hinweg Inspirationenergie liefern und seine Gestalt anhaltend prägen.

3. Vom Rhizom zum Myzel?

Rekapitulieren lässt sich: Aus der Affinität von Vorstellungen des biologischen Körpers und des literarischen Korpus einer*r Autor*in geht die Metapher der Autor*innenbibliothek als Ort der (geistigen) Verdauung einer*r Schriftsteller*in hervor; Textstufen im Schreibprozess sind als metabolische Zwischenprodukte zu verstehen. Mit der Bibliothek als ›Werk zweiter Ordnung‹ erweitert sich das Autor-Korpus vom bloßen Gesamttext um zusätzlich die Materialsammlung, wobei deutlich wird, dass sich die kategoriale Abgrenzung dieser beiden Teilkorpora in einer Vielzahl von textuellen Zwischenstufen auflöst. Aus den Textstufen wird damit eine Überpersonalität von deren Urheber- oder Autorschaft ersichtlich.

Autor*innenbibliotheken fordern also das theoretische Wissen um die Intertextualität der Texte selbst sowie das Bewusstsein, dass Lesen, Denken und Schreiben nicht in Einzelköpfen, sondern in deren Interaktion stattfindet. Diese Unabgeschlossenheit auf textlicher und auf menschlicher Seite zeigt sich jedoch materiell nur in diskreten Stufen.⁴² Steht auf einem Stück Papier eine Notiz von der Schreibhand eines Individuums, ist es daher sinnvoll, solche Papierstücke nach Schreibhänden in textgenetische Dossiers zu bündeln. Ähnlich wird das Buch mit einem Drucktext, den das Lesegehirn desselben Individuums rezipiert hat, dessen Autor*innen-

⁴¹ Kornelia Engert/Björn Krey: Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen, 378f.

⁴² Vgl. Wolfgang Lukas: Archiv – Text – Zeit. Überlegungen zur Modellierung und Visualisierung von Textgenese im analogen und digitalen Medium. In: Anke Bosse/Walter Fanta (Hg.): *Textgenese in der digitalen Edition*. Berlin: de Gruyter 2019, 23–49, hier: 23–25.

bibliothek zugeschlagen. Doch zeigt wie gesehen gerade dieses gesammelte Material die Spuren von wesentlich komplexeren Verbindungen und Interaktionen. Weder die Schreibinstanzen noch die Textmassen lassen sich in geschlossene Kategorien sortieren. Und nach wie vor bleibt die Frage, wo Fremdstoff aufhört, fremd zu sein, und wem oder was er denn eigentlich zu eigen wird.

Zu entscheiden ist außerdem nicht eindeutig, wer in den Rezeptions- und Produktionsvorgängen wen umformt. Wenn ein*e annotierende Leser*in mit dem physischen Materialtext auf der Buchseite auch den Idealtext verändert, dann lässt sich das literaturwissenschaftlich auf Seite des Textkorpus beobachten, ließe sich aber kognitions- und neurowissenschaftlich genauso auf Seite der menschlichen Physiologie befragen; Physiologie allerdings nicht des Magens, sondern des Gehirns, wirken sich Lektüreakte doch auf dessen neuronale Vernetzung und chemische Prozesse aus. Bibliothek und Autor*in arbeiten gegenseitig aneinander, auch und gerade körperlich. Daraus muss nun eine Erweiterung der Stoffwechselmetapher folgen, die über ihre ursprüngliche Individualität hinausreicht, jedenfalls insofern sie noch an ein einzelnes menschliches Agens gebunden war.

Vorstellbar ist eine solche Erweiterung, weil offensichtlich Büchersammlung, Gesamttext und menschliche Akteure nicht einfach in ihre Heterogenität zerfallen oder in einem Raum unendlicher Intertextualität hältlos ausfransen. Als Vielheit können sie gefasst werden; genauer, als rhizomförmige Vielheit, wie sie Gilles Deleuze und Félix Guattari durch ihre dezentrale Form und die vernetzte Funktionalität charakterisieren.⁴³ In ihr spielt sich der Hyper-Stoffwechsel ab, mit dem sich die Literaturwissenschaft in der ›Autorenbibliothek‹ eigentlich beschäftigt. Zu denken wäre dementsprechend ein Hyper-Organismus, der den agierenden »créateur«, das wachsende Gesamttextkorporus sowie das fluktuierende Korpus der Autor*innenbibliothek miteinfasst.

Will man sich darauf einlassen, so gleicht die Funktionsweise eines solchen Organismus nicht mehr dem tierischen Metabolismus eines Wesens mit Lesegehirn und Schreibhand, das in der Autor*innenbibliothek die Stoff- und Energiequelle für seine geistige Verdauung findet, sich knäckebrotkauend durch die Büchersammlung bewegt und dabei neuen eigenen Text schafft. Sie ähnelt auch nicht dem Stoffwechsel einer Pflanze. Deren Wurzelstock gibt zwar dem Rhizomkonzept die Form, ihr Körper bringt sich aber aus wenigen simplen Molekülen (H_2O und CO_2) und von substanziellem Nahrungsquellen weitgehend unabhängig mittels Lichtenergie selbst hervor. Er wächst dabei dem eigenen inneren Bauplan gemäß, entspräche also am ehesten einem genieästhetischen Ideal.

Nach dem Ausschlussverfahren bleibt die Analogie daher noch bei den Pilzen zu suchen, die wie Tiere und Pflanzen unter den eukaryotischen Lebewesen ein eigenes Reich bilden. Pilze wachsen als untergründiges, rhizomförmig sich verzweigendes

43 Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Rhizom*. Berlin: Merve 1977.

und vernetzendes Myzel, ernähren sich aber im Unterschied zu Pflanzen nicht photosynthetisch. Wie tierische Organismen bauen sie bereits vorhandene organische Verbindungen, also Pflanzen- und Tierkörper ab und um, ohne dazu wie jene einen spezialisierten Ingestionsapparat zu benötigen. Ihre Verdauung funktioniert hingegen osmotroph im Austausch mit ihrer äußereren Umgebung,⁴⁴ indem sie nämlich ihre Enzyme in Kontakt mit dem Substrat bringen und die so gelösten Metaboliten osmotisch aufnehmen. Myzelien stellen man sich in ihrer weitläufigen Unabgeschlossenheit dabei, so Merlin Sheldrake, »besser nicht als Gegenstand vor, sondern als Prozess«.⁴⁵ Sie haben die Fähigkeit, mit anderen Myzelien zu verschmelzen,⁴⁶ Hybride zu bilden und damit ihr Erbgut zu diversifizieren.⁴⁷ Sich auf diese Weise im Nährboden fortpflanzend, können Myzelien vieler Arten auch überirdisch sichtbare Fruchtkörper ausbilden, die landläufig als ›Pilze‹ bezeichnet werden und der Dissemination von Sporen dienen.

Stendhal, beschreibt Ferrer, ließ Teile seiner Bibliothek an den wechselnden geographischen Stationen seines Lebens jeweils zurück und verfügte testamentarisch, dass nach seinem Tod die Bücher weiter zerstreut werden – als sei die Sammlung für ihn kein fremder Körper (›corps étranger‹), so dass er gleichsam Fragmente seiner selbst verteilt.⁴⁸ Oder erstrecken sich hier die Hyphen eines Myzels mit textlichen, materiellen, menschlichen Anteilen durch den Raum?⁴⁹ Entspricht die materielle Anreicherung, welche eine Bleistiftspur auf der Papierseite bedeutet, der Funktionsweise osmotropher Verdauung? Sind die Graphitpartikel das Enzym, das die Extraktion von Textsinn ermöglicht? Gibt die ›Genetik‹ eines Korpus vor, welche Textversatzstücke oder Denkfiguren überhaupt resorbierbar sind? Und kann sich diese Genetik verändern, wenn unterschiedliche Bücherkonvolute ineinander aufgehen? Kommt es – beispielsweise über Textfragmente im brieflichen Austausch – zu lateralem Gentransfer, der sich potenziell auf den metabolischen Prozess auswirkt?⁵⁰ Wenn Stendhal gewisse seiner Bücher mit zusätzlichen leeren Seiten neu binden lässt,⁵¹ so dass sie durchschossen von Notizzettelchen die Grundlage für sein eigenes schriftliches Denken bilden, sind daran Hybridisierungerscheinungen am Material sichtbar?

44 Miguel A. Naranjo-Ortiz/Toni Gabaldón: Fungal evolution: cellular, genomic and metabolic complexity. In: *Biological Review* 95 (2020), 1198–1232, hier: 1199.

45 Merlin Sheldrake: *Verwobenes Leben. Wie Pilze unsere Welt formen und unsere Zukunft beeinflussen*. Berlin: Ullstein 2020, 17.

46 Sheldrake: *Verwobenes Leben*, 58.

47 Naranjo-Ortiz/Gabaldón: Fungal evolution, 1207f.

48 Ferrer: Introduction, 19.

49 Vgl. Sheldrake: *Verwobenes Leben*, 75–78.

50 Vgl. Naranjo-Ortiz/Gabaldón: Fungal evolution, 1220.

51 Ferrer: Introduction, 20.

Der ›organlose Körper‹ eines Autor-Organismus inkorporiert Materialtext und Textmaterial, verzweigt sich intrapersonell, vernetzt sich intertextuell und sozial, um aus seinem Geflecht wie Fruchtkörper neue Publikationen hervorzutreiben. Das darin enthaltene Gedankengut kann, als Textpartikel wie Sporen in die Umwelt entlassen, dort weiteres (text)genetisches Potential entfalten. Wie weit die Analogie tatsächlich trägt, wäre im Einzelnen zu prüfen. Jedenfalls scheint es, dass die Pilzmetapher das unmittelbar Einleuchtende der Verdauungs metapher beibehalten und zugleich die eingangs dargelegten beiden Pole von Autorschaft in der ›Autorenbibliothek‹ miteinander vereinen kann. Denn die Interaktion von Mensch, Material und Text bewirkt erst den Stoffwechselprozess, der und den eine Autorinstanz konstituiert. Und der Pilz ist zugleich einzelner Organismus und Vernetzung, Individuum und Intertext.

